

DeFrancis, John (2011), *Die chinesische Sprache. Fakten und Mythen*, übersetzt von Stephan Puhl (1941–1997), Sankt Augustin, Nettetal: Institut Monumenta Serica, Steyler Verlag, 379 S., ISBN 978-3-850-0582-1

Das Buch des US-amerikanischen Sinologen John DeFrancis (1911–2009) ist im englischen Original – *The Chinese Language. Fact and Fantasy* – bereits im Jahr 1984 erschienen. Nach einer einleitenden satirischen Fiktion im Gewand eines wissenschaftlichen Artikels („Die Geheimsache Singlisch“, S. 1–25) stellt DeFrancis in Teil I „Die chinesische Sprache“ (S. 39–76) einige Grundzüge des Chinesischen vor. Nach der Feststellung, dass der Begriff Sprache im engeren linguistischen Sinne die *gesprochene* Sprache meint und nicht die Schrift, muss DeFrancis einräumen, dass sein eigener Buchtitel „eine Konzession an allgemein übliche Gewohnheiten ist“ (S. 41). Tatsächlich nämlich behandelt sein Buch über weite Strecken die chinesische Schrift und nicht die *gesprochene* Sprache. In diesem knappen ersten Teil immerhin stellt der Autor zunächst das *gesprochene* Hochchinesisch (*Putonghua*) und dann die verschiedenen Dialekte kurz vor. Dabei problematisiert er auch den Dialekt-Begriff: Schließlich sind die großen Dialekte – neben dem zum Standard geadelten Mandarin beispielsweise das Kantonesische oder der in Jiangsu und Zhejiang *gesprochene* Wu-Dialekt – wechselseitig unverständlich. Aus linguistischer Sicht wäre es also naheliegend, von der chinesischen Sprachfamilie bzw. den chinesischen Sprachen – analog z. B. zu den romanischen oder germanischen Sprachen – zu sprechen und nicht von Dialekten.⁶ Aus außersprachlichen Gründen – namentlich dem Gefühl der Sprecher, einer politisch-kulturellen Einheit anzugehören – redet man dennoch lieber von Dialekten.

In den nachfolgenden Teilen (ab S. 77) kommt der Autor dann zu seinem eigentlichen Thema: der chinesischen Schrift. Mit großer Leidenschaft verschreibt er sich dem Projekt einer „Entmythologisierung der chinesischen Schriftzeichen“ (so der Titel von Teil III, S. 147–245). Der erste, fundamentalste Mythos, den er dabei zerstört, ist der, die chinesische Schrift sei eine Bilderschrift, bestehend aus Piktogrammen, oder eine Ideen- oder Begriffsschrift, bestehend aus Ideogrammen. In beiden Fällen besteht der grundlegende Irrtum darin zu glauben, die Zeichen würden unmittelbar eine Bedeutung wiedergeben und nicht ein *gesprochenes* Wort. Zu Recht stellt DeFrancis mit allem Nachdruck klar: Die chinesische Schrift hatte zwar piktografi-

⁶ Um die Großdialekte wie das Kantonesische von den lokal begrenzteren Mundartvarianten zu unterscheiden, benutzt DeFrancis den Begriff Regiolekt (engl.: *regionalelect*). Diese Begriffswahl ist insofern unglücklich, als ein Regiolekt eher auf eine regionale Umgangssprache verweist, die zwischen den Extremen von Basisdialekt und überregionalem Standard steht. Vgl. Alexandra N. Lenz, „Vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache – Zur Vielfalt regionaler Sprechweisen“, online: <www.opus.ub.uni-erlangen.de/opus/volltexte/2008/947/pdf/1ZD_Lenz_Vielfalt_regionaler_Sprechweisen.pdf> (Zugang: 07.05.2012).

sche Ursprünge (wie alle anderen Schriften auch), aber sie hatte sich – wie die Orakelknocheninschriften belegen – bereits in der Shang-Zeit (also grob gesagt in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr.) zu einem voll entwickelten System zur Aufzeichnung der mündlichen Sprache herausgebildet. Unter den Linguisten dürfte es weitgehend Common Sense sein, dass es geradezu zur Definition von Schrift gehört, dass sie „zur Aufzeichnung von mündlicher Sprache“⁷ dient. Ein konsequent ideografisches Schriftsystem würde „die Beherrschung von zehntausenden, wenn nicht gar von hunderttausenden von Symbolen voraussetzen“ (S. 161) und wäre damit allenfalls für Computer realistisch.

Wie aber ist es zu der Verwirrung um die vermeintlich piktografisch-ideografische Natur der chinesischen Schrift gekommen? Ein Grund ist offensichtlich, dass die Zeichen mit piktografischen Wurzeln bis heute in Gebrauch sind. DeFrancis führt das Beispiel 來 (Kurzzeichen: 来) an, das wir heute als *lái* in der Bedeutung von „kommen“ kennen. Ursprünglich bedeutete es „Weizen“; und in einer hypothetischen Protoschrift vor der Shang-Zeit mag es tatsächlich direkt die Vorstellung, nicht das Wort für Weizen evoziert haben. Aber sobald dieses Zeichen in der Shang-Zeit Teil eines wirklichen, voll entwickelten Schriftsystems geworden war, gab es das Wort für „Weizen wieder, das damals *lǎg* ausgesprochen worden sein mag“ (S. 154). Dass dieses Zeichen schon in diesem frühen Stadium als Träger einer phonetischen Sprachrealität betrachtet wurde, belegt die Tatsache, dass es nach dem Rebus-Prinzip auch für das homophone *lǎg* in der Bedeutung von „kommen“ übernommen wurde – also in der Bedeutung, die sich dann durchsetzte. Nur die Form des Zeichens, nicht die Funktion blieb dabei die gleiche wie in der piktografischen Protoschrift.

Bekanntlich machen die so genannten Piktogramme in der heutigen chinesischen Schrift nur eine verschwindend kleine Gruppe aus. Das dominierende Zeichenbildungsprinzip dagegen, das schon in der Shang-Zeit genutzt wurde und in der Folge seinen Siegeszug antrat, war das semantisch-phonetische, das ein semantisches Determinativ (Radikal) mit einem phonetischen Element kombiniert. Neunzig oder mehr Prozent der heute gängigen chinesischen Schriftzeichen verdanken ihre Existenz diesem Prinzip.⁸

⁷ So Hadumod Bußmann (Hrsg.) im Eintrag „Schrift“ im Rahmen ihres Standardwerks *Lexikon der Sprachwissenschaft*, vierte, durchgesehene und bibliografisch ergänzte Auflage unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer, Stuttgart: Kröner, 2008, S. 608. Bußmanns vollständige Definition lautet: „Auf konventionalisiertem System von grafischen Zeichen basierendes Mittel zur Aufzeichnung von mündlicher Sprache“ (ebd.). Auch die Einträge zu „Piktographie“ (ebd., S. 533) und „Ideographie“ (ebd., S. 274) machen deutlich, dass es sich dabei um Verschriftungsprinzipien handelt, die niemals ganz allein ein vollständiges Schriftsystem tragen können.

⁸ Die genaue Prozentzahl ist umstritten (und wird es vermutlich auch immer bleiben). DeFrancis spricht sogar von 97 Prozent (S. 93, 108).

Da all diese Zeichen einzelne Silben bzw. Morpheme – und nicht notwendig ganze Wörter – wiedergeben, spricht DeFrancis von einer „morphosyllabischen“ Schrift (S. 98, 140).⁹ Diese sei im Kern phonetischer Natur – schließlich enthalte die überwältigende Mehrheit der Schriftzeichen eine phonetische Komponente, die im Übrigen wesentlich aussagekräftiger sei als die semantische Komponente, also das Radikal. Diese phonetische Natur wurde freilich wesentlich dadurch verdunkelt, dass die chinesische Schrift einen vormodernen Lautstand konserviert hat und insofern „seit zwei Jahrtausenden überholt“ ist (S. 129). Trotzdem geben laut DeFrancis heute immerhin noch zwei Drittel der phonetisch zusammengesetzten Zeichen zumindest einen Anhaltspunkt, was die Aussprache angeht (S. 121, 123). Deshalb zieht DeFrancis das Zwischenfazit, dass es sich bei der chinesischen Schrift um ein freilich „extrem schlechtes Beispiel einer phonetischen Schrift“ handle (S. 146).

Kritisch wäre hier freilich die Frage zu stellen, ob die phonetischen Zeichenbestandteile im normalen Leseprozess überhaupt eine tragende Rolle spielen oder ob nicht die Zeichen im Ganzen einfach als konventionelle Grapheme gelesen werden.¹⁰ Sollte Letzteres zutreffen, würde man anders als DeFrancis vielleicht doch besser von einer logografischen als von einer (schlampig realisierten) phonetischen Schrift reden – jedenfalls in psycholinguistischer und nicht in struktureller Perspektive.¹¹

Der abschließende Teil 4 „Die chinesische Sprachreform“ (S. 247–322) behandelt den sprachpolitischen Status der *Putonghua* gegenüber den Dialekten, vor allem aber DeFrancis’ eigentliches Herzensanliegen einer Schriftreform – nicht im Sinne einer Vereinfachung der Schriftzeichen (wie in Form der Kurzzeichen eher moderat geschehen), sondern im radikalen Sinne einer

⁹ Dass selbst das sog. klassische Chinesisch nicht streng morphosyllabisch war, geschweige denn nur aus einsilbigen Wörtern bestand, stellt DeFrancis in einem eigenen Kapitel klar („Der Mythos der Einsilbigkeit“, S. 197–209).

¹⁰ Die Frage nach dem faktischen Leseprozess erörtert DeFrancis an späterer Stelle (S. 182–196) selbst und räumt ungeachtet der „phonetische[n] Grundlage“ der chinesischen Schrift ein: „Ob allerdings Leser von der ihnen zugänglichen phonetischen Information Gebrauch machen, ist eine völlig andere Frage [...]“ (S. 185). Zu einem neueren Überblick über die Forschung in diesem Bereich siehe Michaela Diercke, „Zur Verarbeitung von gesprochenem und geschriebenen Chinesisch im Gehirn. Ein Überblick über aktuelle neurolinguistische Studien“, in: *CHUN* Nr. 25/2010, S. 88–104.

¹¹ Eine Logogramm-Schrift verweist zwar genau wie eine phonetische Schrift nicht auf Ideen, sondern auf Wörter (oder im Fall des Chinesischen genauer: Morpheme), stellt aber keine oder jedenfalls keine hinreichende Beziehung zur Aussprache her (wie z. B. das Zeichen „€“ für „Euro“). Im genannten *Lexikon der Sprachwissenschaft* von Bußmann (S. 104, 414) wird deshalb die chinesische Schrift als eine im Kern logografische Schrift charakterisiert – und das im vollen Bewusstsein, dass die allermeisten chinesischen Zeichen „Hinweise für die phonetische Realisierung“ geben (ebd., S. 414). DeFrancis dagegen verwirft auch den Begriff logografisch, weil dieser den phonetischen Aspekt nicht einschließt und obendrein häufig fälschlicherweise mit ideografisch gleichgesetzt wird.

Latinisierung. Nur so sei, so glaubt der Autor, eine Literalisierung breiter Volksschichten überhaupt möglich. Ein solches Latinisierungsprojekt ist eine hochemotionale Angelegenheit – nicht nur für Muttersprachler. Der Rezensent jedenfalls, der ohne die Faszination der chinesischen Schriftzeichen vielleicht nie Chinesisch gelernt hätte, bekennt gern, dass er DeFrancis' Ausführungen nicht ohne Unbehagen gelesen hat. Man muss dem Autor aber zugute halten, dass er um die Komplexität der Materie weiß und die massive Sorge um einen kulturellen Bruch mit der Tradition ernst nimmt. Er bleibt deshalb nicht bei der folgenden – aus heutiger Sicht zweifellos überzogenen – Behauptung stehen: „Wenn sie [die Chinesen] an dem urchinesischen System der Schriftzeichen als dem ausschließlichen Mittel der schriftlichen Kommunikation festhalten, dann erscheint es sicher, dass viele, wenn nicht gar die meisten von ihnen, für immer dazu verurteilt sind, nie lesen und schreiben zu lernen, und dass die Modernisierung Chinas ernsthaft behindert werden wird“, sondern er fährt fort: „Führen sie aber eine Politik der Digraphie ein, indem sie aus *Pinyin* ein regelrechtes System ihrer Orthographie machen [...], dann laufen sie Gefahr, sich im Streit darüber zu entzweien, wie sie ihr Kulturerbe erhalten und ihre Einheit als Volk bewahren können“ (S. 321f.).

Die von DeFrancis befürwortete „Politik der Digraphie“ will die Schriftzeichen nicht einfach abschaffen, sondern Pinyin als gleichberechtigtes System daneben etablieren. DeFrancis macht keinen Hehl daraus, dass sog. klassisches Chinesisch in Pinyin nicht lesbar wäre und dass selbst ein beträchtlicher Teil der Texte, die gemeinhin der Umgangssprache (*báihuà* 白话) zugeordnet werden – darunter die Werke des leidenschaftlichen Latinisierungsbefürworters Lu Xun 鲁迅 –, in einen noch konsequenter an der gesprochenen Sprache orientierten Stil übersetzt werden müssten. „Nur der Stil, der sich eng an das gesprochene Wort anlehnt, kann alphabetisch geschrieben werden“ (S. 216). Insgesamt gelte es, „Chinas Erbe in der traditionellen Schrift zu bewahren und gleichzeitig durch das Medium der *Pinyin*-Umschrift noch besser zugänglich zu machen“ (S. 225). Die Frage liegt nahe, ob eine solche Digrafie nicht eine neue Diglossie nach sich ziehen würde, in der den stärker schriftsprachlich orientierten, durch Schriftzeichen fixierten Texten das wesentlich höhere soziale Prestige zukäme.

Man mag zu einer solchen Schriftreform stehen, wie man will – zumal aus einer Distanz von knapp drei Jahrzehnten –, aber in jedem Fall erweist sich DeFrancis auch und gerade beim Thema Sprachpolitik als ein intimer Kenner der Materie; als solcher gibt er einen ausgezeichneten Überblick bis Anfang der 1980er Jahre.

Die chinesische Sprache ist ein mit Verve und großer gedanklicher Klarheit geschriebenes Buch, das der Laie wie der Fachmann mit viel Gewinn lesen wird. In Stephan Puhl hat der Autor einen kongenialen Übersetzer

gefunden, dem man die Freude an der Arbeit deutlich anmerkt. Er übersetzt angenehm unphilologisch – mit anderen Worten: leserfreundlich.¹² Das Buch ist sorgfältig redigiert und vereinzelt auch aktualisiert und mit Bezügen zum Deutschen versehen. Mag man die etwas vollmundige Verlagswerbung auch nicht unbedingt teilen – das Buch gelte „noch immer als die beste Einführung eines Sprachwissenschaftlers in die chinesische Sprache und Schrift“¹³ –, so wird diese Behauptung schon weniger gewagt, wenn man erstens das Wort „Sprache“ weglässt und zweitens den einführenden Charakter betont. Gerade mit Blick auf ein breiteres Publikum – bis hin zu Schülern der Sekundarstufe II – ist die Übersetzung durch Stefan Puhl und die posthume Publikation durch das Institut Monumenta Serica (unter wissenschaftlicher Mitarbeit von Cornelia Schindelin) höchst verdienstvoll und begrüßenswert.

Marc Hermann

Cremerius, Ruth (2012), *Aussprache und Schrift des Chinesischen. Eine Einführung*, Hamburg: Buske Verlag, 150 S., 1 Faltpfand und 1 mp3-Audio-CD, 19,90 €, ISBN 978-3-87548-426-7

Nach langer Vorbereitungszeit ist dieses Einführungswerk für Anfänger und Fortgeschrittene, Autodidakten, Sinologiestudierende sowie Lehrende, die unabhängig vom verwendeten Lehrmaterial zusätzliche Aussprache- und

¹² Ein Beispiel sei im Folgenden zitiert. Zuerst das englische Original: „What else [...] could one expect of people who perpetrated such monstrosities as the GI distortion of ‚Chiang Kai-shek‘ as ‚Chancre Jack‘?“ (S. 7). Bei Puhl wird daraus: „Was könnte man auch anderes von Leuten erwarten, die [...] solche monströsen Verballhornungen begangen hätten wie z. B. die unter US-Soldaten verwendete Aussprache ‚Chancre Jack‘ für ‚Chiang Kai-shek‘, die jeden, der sich in solch niederen Gefilden auskannte, unweigerlich an den englischen Ausdruck ‚shanker‘ und damit an Geschlechtskrankheiten denken ließ?“ (S. 8). Man könnte sich darüber streiten, ob Puhl hier in seiner erklärenden Übersetzung des Guten nicht ein wenig zu viel getan hat – auf den Einschub „der sich in solch niederen Gefilden auskannte“ könnte man auch verzichten –, aber der Übersetzer trifft in jedem Fall den richtigen, nicht zu steifen Ton. – Einer der wenigen Fehler, die mir aufgefallen sind, ist die Übersetzung von *grace* (in der englischen Ausgabe S. 15) als „Anmut“ (S. 18). Im vorliegenden Fall bezieht sich *grace* jedoch auf das Zeichen 恩 恩 und ist deshalb offensichtlich in der weniger häufigen Bedeutung von „Gunst, Wohlwollen“ gemeint.

¹³ Online: <www.monumenta-serica.de/monumenta-serica/publications/collectanea/catalogus/die-chinesische-sprache-a.php> (Zugang: 07.05.2012). Tatsächlich dürfte die beste derartige Einführung nach wie vor sein: Jerry Norman, *Chinese*, Cambridge: Cambridge University Press, 1988. Die beste auch in einer westlichen Sprache vorliegende Monografie speziell zur chinesischen Schrift ist: Qiu Xigui, *Chinese Writing*, transl. by Gilbert L. Mattos and Jerry Norman, Berkeley: The Society for the Study of Early China and the Institute of East Asian Studies, University of California, Berkeley, 2000 (Early China Special Monograph Series No. 4).